

Allianzen
 alte Bundesrepublik
altern
 Antisemitismusdefinition
 Bf
barrierefrei
 Beziehungsanbahnung
 Bruderland
 citizenship
 Dauerleihgabe
 eckiger Tisch
Eigenheim
 einsam
 Einzugsgebiet
Engagement
 erben
 gesundheitliche Versorgungsstrukturen
 gleichwertige Lebensverhältnisse
 Grundsicherung
 intersektional
 Knappe
 Ko-
Kohleausstieg
 Labor
 Manifest
 mehrsprachig
 Mindestlohn
 Mitte-Studie
 moralisieren
 Nebenklage
 obdachlos
 Plattformökonomie
 politische Bildung
Privileg
 Racial Profiling
repräsentativ
 Schulbuch
 Seenotrettung
 soziale Mischung
soziale Reproduktion
 streifen
 Suchbarkeit
 Tierwohl
trans
 Umfrage

**Perspektiven auf die Rede vom »Alter(n)«.
Von Außensichten und blinden Flecken**

Das »Alter« hat sich seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von einer Bezeichnung für ein marginales Thema zu einem Schlüsselbegriff des gesellschaftlichen Diskurses gewandelt. Gerd Göckenjan hat dies in seiner Diskursgeschichte des Alters, *Das Alter würdigen*, am Übergang vom 20. zum 21. Jahrhundert so formuliert: »In der alternden Gesellschaft nimmt die Rede über das Alter kein Ende.« Und er konstatiert weiter, dass dieses viel beachtete Alter nicht einfach als »Bedarfslage« dargestellt werde, sondern »ein unaufhebbar schmerzliches, ein immer nur mit Bedauern und Sympathiebekundung zu kommentierendes Drama« sei (Göckenjan 2000, S. 9–10). In ihrem 1970 erstmals publizierten Buch *La Vieillesse (Das Alter)*, das weniger und spätere Beachtung fand als ihre Ende der 1940er Jahre erschienene feministische Studie *Le Deuxieme Sexe (Das andere Geschlecht)*, beschreibt die französische Philosophin und Schriftstellerin Simone de Beauvoir das Alter als ein gesellschaftliches Anliegen, für das sie sich einsetze, und »die Alten« als diejenigen, die »außerhalb der Menschheit« stünden und denen sie daher ihre Stimme borge (Beauvoir 1977 [1970], S. 8). Als ihr Buch *Das Alter* erscheint, ist Simone de Beauvoir selbst Anfang sechzig; ihr Blick auf das Alter, wie sie es in ihren Memoiren beschreibt, erfolgt aus einer Perspektive, in der sie »selber an der Schwelle des Alters« stehe (Beauvoir 1976 [1972], S. 140). Obwohl sie damit eine »Betroffenheit« vom »Unglück des Alters« für sich beansprucht, bleibt das Alter für Beauvoir etwas dem Ich Entfremdetes, etwas, das der eigenen Identität widerspricht: Bevor es »über uns hereinbricht«, betreffe das Alter »nur die anderen«; und sie folgert: »Das sind nicht mehr wir, wenn es eintritt.« (Beauvoir 1977 [1970], S. 10).

Diese Außensicht auf das Alter, die den eigenen Alterungsprozess, sofern sie ihn nicht ganz ausblendet, so doch zu einer beweglichen Markierung macht, die immer weiter an das eigene Lebensende verschoben wird, kennzeichnet viele Auseinandersetzungen mit dem Thema. In seinem Buch über das Leben, Altern und Sterben seiner Mutter, *Vie, vieillesse et mort d'une femme du peuple* – für die deutschsprachige Ausgabe wurde der Obertitel *Eine Arbeiterin* gewählt – stellt der Soziologe Didier Eribon fest, es gebe keine philosophischen Konzepte oder politische Theorien, die sich mit dem Alter oder mit alten Menschen befassen würden: »Somit wird das Thema ›Alter‹ nicht nur gesellschaftlich marginalisiert, sondern auch konzeptuell unsichtbar gemacht« (Eribon 2024 [2023], S. 238). Der Literatur hingegen weist Eribon bei diesem Thema eine (nicht ganz schmeichelhafte) Vorrangstellung zu: Die Literatur sei »nicht nur imstande, genauer zu beobachten und zu erklären als die Theorie, sondern auch besser zu denken als die Philosophie«, und er setzt hinzu, dass Theorie »meist von Menschen im Vollbesitz ihrer körperlichen wie geistigen Kräfte geschrieben« werde (ebd., S. 237). Dabei zeigt sich bei Eribon eine Haltung gegenüber dem Alter, die bereits Simone de Beauvoirs Entfremdungsthese aufweist: Beide assoziieren Alter mit Verlust – Verlust von Autonomie, von Bewegungsfreiheit, letztlich mit Ich-Verlust.

Es zeichnet sich eine Doppelung ab, die für den Altersdiskurs charakteristisch ist: Einerseits ist Alter ein vielbeachtetes Thema in demographisch alternden Gesellschaften, und die Rede über das Alter vollzieht sich zwischen den Polen des Alterslobs und der Altersklage. Andererseits ist der Altersdiskurs von blinden Flecken durchzogen, die dessen Verdrängung aus der eigenen Rede über das Alter(n) als das ›Andere‹ oder das ans Lebensende verschobene ›Später‹ markieren. Unterschiedliche Formen der Unsichtbarkeit des Alters kommen hinzu, die sich aus den Perspektiven der Literatur und Literaturwissenschaft in den Blick nehmen und sichtbar machen lassen. Um in Anlehnung an Raymond Williams' Herangehensweise in *Keywords* (1976) ein ›Vokabular‹ für eine gemeinsame Sprache über das Altern zu formulieren, lohnt es sich, den Altersbegriff in seine zeitlichen Bedeutungsebenen aufzufächern. Gegenwärtige Praktiken des Alterns lassen zudem den Zusammenhang von Alter und Geschlecht besonders deutlich hervortreten.

Altern als zeitliche Differenz Erfahrung in Literatur und Theorie

Sprechen wir über Erfahrungen des Alterns, erscheint dessen zeitliche Dimension als der offensichtliche Bezugspunkt. Die Vorstellung vom Altern als einem linearen, nicht umkehrbaren Prozess bringt die Alternserfahrung mit der Lebenszeit in Zusammenhang, wobei Altern als zeitliche Differenz ›an sich‹ bestimmt werden kann – als »the difference that time makes«, als Differenz also, die die Zeit selbst hervorbringt (Kunow 2009, S. 295). Scheinbar macht also das Irreversible des Alternsprozesses zugleich das Besondere dieser Differenzkategorie aus: Altern erscheint als Grenzphänomen zwischen biologischem Essentialismus und sozialem Konstruktivismus.

Es ist komplizierter. Einerseits können sich wandelnde Körperbegriffe und materielle Veränderungen von Körperlichkeit, z. B. durch biomedizinische und medizintechnologische Fortschritte in der Behandlung von Krankheiten, die Linearität des Alternsprozesses – zumindest zeitweise – unterbrechen. Andererseits steht der Linearität des (physischen) Alternsprozesses die Bi-Direktionalität des (psychischen) Alterns als die Möglichkeit gegenüber, über die Erfahrungen des Alterns zu reflektieren und dabei die Zeitebenen zu wechseln. In einer subjektiven, psychischen Zeit können wir uns zwischen der Vergangenheit und der Zukunft hin- und herbewegen und uns in die Zukunft projizieren, wobei »wir zurückliegende Identitätsvorstellungen in unsere Zukunftsentwürfe miteinfließen lassen« (Woodward 1991, S. 12; Übers. d. Verf.).

Während die ›psychische‹ Zeit also der Irreversibilität der linearen oder chronologischen Alternserfahrung eine subjektive Dimension gegenüberstellt, stellt Alter zudem eine besondere Form von Differenz dar, nämlich eine, die sich – im Unterschied zu Geschlecht und Ethnie etwa – zu einer ›Gemeinsamkeit‹ verändern kann: Leben wir lange genug, werden wir das (hohe) Alter selbst erleben. Alter(n) ist somit eine bewegliche Kategorie, ein »moving target« (Barry/Skagen 2020, S. 1), die im Verlauf der Zeit Differenz in ›Ähnlichkeit‹ verwandeln kann. Durch diese zeitliche Beweglichkeit erschwert es das Alter, eine kritische Sprache für dessen verschiedene Erfahrungsdimensionen zu finden. Auch literarische Repräsentationen zeitlicher Aspekte des Alterns stoßen an Grenzen. Zugleich ist es jedoch gerade die Literatur, in der die Ambivalenzen und Komplexitäten der Alternserfahrung einen Ausdruck finden können, weil hier auch widersprüchliche Bedeutungen und herausfordernde Themen und Fragestellungen zur Sprache kommen.

Literarisch finden sich Altersrepräsentationen in verschiedenen Genres. Als einflussreiche europäische Erzählgattung hat der Bildungsroman des 19. Jahrhunderts die Entwicklung des – zunächst überwiegend weißen, männlichen und bürgerlichen – Subjekts zum Thema und stellt damit das maßgebliche Genre dar, in dem Heranwachsens- und Alternsprozesse dargestellt werden (Hartung 2016), wobei sich die Erzählform erst im Verlauf des 20. und 21. Jahrhunderts dem mittleren und höheren Alter sowie einer größeren Vielfalt von weiblichen Alternserfahrungen, von Krankheit und Vulnerabilität im Alter öffnet (Gullette 1988; Waxman 1990; Rooke 1992; Maierhofer 2003; Hartung 2011). In dieser Erzählgattung wird die zeitliche Dimension des Alterns zum thematischen Schwerpunkt.

Dies zeigt sich auch in dem Begriff des »Chronotopos«, den der russische Literaturwissenschaftler Mikhail Bakhtin mit Verweis auf den Bildungsroman eingeführt hat, womit er eine neue Form der Zeitlichkeit für den Roman postuliert, die Zeit an einen konkreten Raum bindet. Dabei wird die »leere Zeit« des klassischen Abenteuerromans, in dem sich »nichts ändert [...], die Menschen nicht einmal altern«, in die »reale historische Zeit« des realistischen Romans überführt (Bakhtin 1981, S. 91). Wie Bakhtin weiter ausführt, beschreibt »biographische Zeit« im realistischen Roman die historische Abfolge von Generationen, wobei das Leben als ein Prozess individueller, nicht wiederholbarer Stadien dargestellt wird. Das »Chronotop« als eine neue, räumliche Form der historischen Existenz wird laut Bakhtin zuerst mit dem Bildungsroman eingeführt (Bakhtin 1986, S. 21).

Weitere literarische Gattungen, in denen Alter und Zeit im Vordergrund stehen, sind das Phantastische sowie *Science* und *Speculative Fiction*, wobei Abweichungen von »normalen« Alternsprozessen eine Vielzahl von Funktionen erfüllen können. Ein Beispiel ist die Beschleunigung des Alternsprozesses, die eine literarische Figur aus ihrer zeitlichen Verortung herausreißt, wie in Salman Rushdies Roman *Des Mauren letzter Seufzer* aus dem Jahr 1995. Die Titelfigur des Romans, Moraes Zogoiby, leidet an einem beschleunigten Alternsprozess, der ihn doppelt so schnell wie normale Menschen altern lässt. Als eine Randfigur des politischen Geschehens wird Moraes zu einem Handlanger korrupter Politiker und gerät in die Gewaltausbrüche im indischen Bombay/Mumbai der 1990er Jahre. Das phantastische Element des beschleunigten Alterns in *Des Mauren letzter Seufzer* lässt sich als Kommentar zur Beschleunigung undemokratischer und fundamentalistischer Entwicklungen im Indien des ausgehenden 20. Jahrhunderts lesen. Im Kontrast zu seinem beschleunigten Altern fühlt sich Moraes von der Entwicklung seines Landes, von dessen Geschichte, zurückgelassen: Er ist zeitlich deplatziert und somit ein Anachronismus.

»Anachronismus« ist ein weiterer Begriff, der für die zeitliche Dimension des Alterns von Bedeutung ist. Abgeleitet von altgriechisch »*ana*«- (»ent-gegen«) und »*chrónos*« (»Zeit«) kann »anachronistisch« eine absichtliche oder irrtümliche Verwechslung von Zeitebenen bedeuten; es kann im Sinne von »zeitwidrig« wie auch von »unzeitgemäß« verwendet werden. Die US-amerikanische Literaturwissenschaftlerin Mary Russo gebraucht diesen Begriff, um damit Abweichungen von der linearen Zeit im Zusammenhang mit Alternsprozessen zu kennzeichnen. Dabei geht es ihr um eine Kritik an Vorstellungen von Entwicklung als Fortschritt, die eine einseitige Sicht in der Gerontologie auf das frühe, aktive und »erfolgreiche« Alter zur Folge hatten. Als »Anachronismus« kennzeichnet sie demgegenüber Abweichungen von einer normativen Zeitvorstellung, durch die Aspekte von Kontingenz und Risiko in einen Zeitbegriff einbezogen werden können, der auch das vulnerable hohe Alter und Krankheitserfahrungen einschließt. Obwohl die einseitig positive Aufwertung des aktiven, »dritten« Alters gegenüber einem von Verfall und Krankheit gekennzeichneten »vierten« Alters einer kritischen Betrachtung unterzogen worden ist (Gullette 2017; Katz/Calasanti 2015), hat Russos Kritik normativer Zeitvorstellungen weiterhin Relevanz. In Russos kritischem Gebrauch des Begriffs wird »Anachronismus« als alternative Zeitvorstellung produktiv. Es lässt sich an das Vokabular der Queer Studies anschließen, das alternative Entwürfe zur Geschichte (»queer time«: Freeman 2010) oder Projektionen in die Zukunft und deren Potenzial (»queer futurity«: Muñoz 2019 [2009]) eröffnet. Eine Ähnlichkeit zwischen »Alter« und »Queerness« ist dabei anzunehmen, weil beide Identitätskategorien kulturell jenseits normativer Temporalitäten verortet werden (Port 2012).

Wie diese Begriffe nahelegen, ist die zeitliche Dimension des Alters eng mit der Erzählung verbunden. Der *narrative turn* der 1980er Jahre, der durch die (post-)strukturalistischen Analysen von Erzählformen in den Literaturwissenschaften angestoßen wurde, verdeutlichte, dass Erzählungen in vielen Wissensbereichen eine Rolle spielen: von Psychologie, Soziologie und Philosophie bis hin zur Medizin und den Wirtschaftswissenschaften. Die Allgegenwart von Erzählungen in Theorie und Praxis hat auch kritische Stimmen auf den Plan gerufen, die deren Nutzen und mitunter manipulative Absichten hinterfragen oder sogar vor einem »narrative takeover«, z. B. in der Politik, warnen (Brooks 2022, S. 4). Der britische Philosoph Galen Strawson hat die

Vorstellung einer grundlegend narrativ verfassten Identitätserfahrung kritisiert. So gehen die Psychologen Oliver Sacks und Jerome Bruner davon aus, dass die Konstruktion und das Erzählen von autobiographischen Geschichten zu einem Teil des Ich werden. Strawson hält diese Annahme für einen »Irrtum unserer Zeit« (Strawson 2019 [2018], S. 59). Sie führe zu einer Einschränkung des Denkens und lasse außer Acht, dass es Menschen gebe, »die ihr Leben nicht als zusammenhängende Geschichte erfahren«, und dass es »nicht-narrative [...] Arten gibt, die eigene Existenz auf Erden gelungen zu gestalten« (ebd.). Um die Bandbreite des menschlichen Zeitempfindens zu charakterisieren, ordnet er es zwischen den Polen des »Vorübergehenden« oder »Episodischen« und des »Dauerhaften« oder »Diachronischen« an: Während episodisches Zeitempfinden den Bezug des Selbst losgelöst von einer (ferneren) Vergangenheit und Zukunft wahrnehme, wobei eine grundsätzliche Kontinuität angenommen werde, sei das diachronische Selbst-Erleben stärker in den Koordinaten von Vergangenheit und Zukunft verankert (Strawson 2019 [2018], S. 60–61).

Diese Differenzierung menschlichen Zeitempfindens lässt sich auf zwei Begriffe der Gerontologie und kulturwissenschaftlichen Altersforschung beziehen, die der US-amerikanische Gerontologe Robert Butler in den 1960er Jahren einführte: »*Life review*« (»Lebensrückblick«) und »Reminiszenz«. »*Life review*« bezeichnet die Tendenz der menschlichen Psyche, sich am Lebensende Erinnerungen und Ereignisse zu vergegenwärtigen, um dabei vergangene Konflikte neu zu bewerten, während die »Reminiszenz« einen Fokus auf einzelne Momente begrifflich erfassen soll. Bei ihr geht es also weniger um Entwicklungsprozesse als vielmehr um die Vergegenwärtigung einzelner Momente, die fragmentarischen Charakter haben können und nicht in einen Zusammenhang der zeitlichen Kontinuität oder Totalität gebracht werden. Wie Kathleen Woodward argumentiert hat, lassen sich beide Formen des Rückblicks als Strategien des autobiographischen Erzählens im Alter nutzen, wobei eine weiter gefasste Vorstellung von Erzählung zugrunde gelegt wird, in der die Reminiszenz eine Alternative zum stärker linear definierten *life review* darstellt (Woodward 1997). Die Verankerung der Reminiszenz im Augenblick eröffnet so eine Alternative zur chronologischen Narrativität der Lebensrückschau, die z. B. für Menschen mit Demenz im Alter nicht mehr abrufbar ist. Zugleich greifen diese beiden Formen der Beschäftigung mit dem vergangenen Leben im Alter gleichermaßen auf episodisches und diachronisches Zeitempfinden zurück.

Gegenwärtige Praktiken von Alter und Geschlecht. Intersektionalität und Anokritik

War der Begriff »Alter« bis Mitte der 1980er Jahre nur für Gerontolog*innen von Interesse, die sich vor allem in medizinischen Studien mit den »Realitäten des Alters« befassten, wird »Alter« seither als ein Aspekt der Intersektionalität (Crenshaw) und somit als kulturell definierte Kategorie wahrgenommen. Die bereits etablierte kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Fragen des Anders-Seins und Diskriminiert-Werdens (Intersektionalität), sei es bezüglich des Geschlechts, der Rasse, Ethnizität oder Sexualität, wurde somit um den Aspekt des Alters erweitert. Analog zu der Unterscheidung zwischen biologischem (Sexualität) und gesellschaftlich konstruiertem Geschlecht (Gender) wird neuerdings zwischen chronologischem und kulturell festgelegtem Alter differenziert (vgl. Woodward 1997; Gullette 2004). Dies gelingt durch einen »anokritischen« Zugang: Er bezeichnet den Widerstand gegen die Annahme, dass die Biologie des Menschen identitätsbestimmend sei und damit zugleich den sozialen und kulturellen Stellenwert festlege. Alter und Altern sind kontinuierliche, kreative Prozesse, die nicht starr an die Chronologie der Jahre gebunden sind, sondern eine Auseinandersetzung des Individuums mit sich verändernden Lebensumständen darstellen. Ein methodischer Zugang, der diesen Umstand berücksichtigt, bietet Möglichkeiten für emanzipatorische Gegennormen und Subversion.

Bereits in den 1970er Jahren entwickelte sich aus dem starken Bedürfnis, Altern als ethische und kulturelle Aufgabe zu begreifen, eine neue Fachrichtung, die als »*humanistic gerontology*« bekannt wurde und eine neue, aber wenig beachtete Ausrichtung der Kulturwissenschaften begründete. Nachdem sich die gerontologische Forschung jahrelang an der medizinischen Wissenschaft ausgerichtet hatte, wurde schließlich versucht, einen stärker humanistischen und menschlich-ganzheitlichen Standpunkt zu vertreten. So haben gerade in der US-amerikanischen gerontologischen Literatur Themen wie Spiritualität und Ethik, Selbstdarstellung und Kreativität, Selbstbestimmung und Menschenwürde ihren festen Platz erobert. Thomas R. Cole nimmt sich in seinem Buch *The Journey of Life* aus dem Jahr 1992 vor, der grundsätzlichen Erfahrung und dem Prozess des Altwerdens nachzugehen. Wie bereits der Titel anzeigt, begreift er diesen Prozess als »Reise«, die für ihn trotz kultureller Determiniertheit für den Einzelnen jedes Mal eine einzigartige und neue

Erfahrung darstelle. So bedauert Cole etwa, dass häufig für die Auseinandersetzung mit dem Thema »Alter« Vorstellungen der medizinisch-naturwissenschaftlich ausgerichteten Gerontologie entlehnt und (messbare) Fakten von Vorstellungen, Ideen und Bildern des Alters getrennt würden. Dies bewirke nach Cole eine (epistemologische) Spaltung zwischen den Erfahrungen des Einzelnen und den kulturellen Darstellungen von Alter und Altern, die ja gemeinsam erst die erfahrene Realität für den alternden Menschen ausmachen.

»Anokritizismus« im Sinne Roberta Maierhofers benennt nun einen interpretatorischen Ansatz, der vor allem die Autorität der individuellen Erfahrung im Alter(n) als Widerstand dagegen versteht, die Erfahrung beliebiger Einzelner zur Norm zu erheben und zu generalisieren. Die Diskrepanz zwischen individuellen Erfahrungen mit dem chronologischen Alter und den mit alten Menschen assoziierten Stereotypen verlangt nach einem Ausweg aus den eingrenzenden binären Gegensätzen, wie »jung versus alt« oder »weiblich versus männlich«. Ausgehend von der Prämisse, dass Alter – ähnlich wie Rasse, Klasse und Geschlecht – nicht natürlich oder unvermeidbar vom anatomischen Körper des Individuums »fließt«, kann die Wissenschaft untersuchen, wie Altersidentität sowohl für »jung« als auch für »alt« sozio-kulturell konstruiert wird. Durch eine Untersuchung, wie »Jugend« oder »Alter« eine festgelegte Bedeutung zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einem bestimmten Kontext erlangen, sowie durch die Betonung des notwendigen Zusammenhangs dieser beiden Begriffe mit anderen – vor allem mit dem des »Geschlechts« – kann ein Verständnis dafür erreicht werden, dass es ein wechselseitiges Zusammenspiel zwischen den realitätswirksamen »Sektionen« der Identität gibt.

Ein anokritischer Zugang betont also die Tatsache, dass Alter intersektional insbesondere hinsichtlich des Geschlechts gestaltet ist, was sowohl in der Kultur (Produktion und Rezeption) wie auch in der Gesellschaft (Normen und Werte) zutage tritt. Anokritizismus achtet daher auf folgende Aspekte: Alter(n) als kollektive kulturelle Konstruktion in Bezug auf Geschlecht; die individuelle Dimension von Alter(n); die interpretativen und erzählerischen Möglichkeiten in Bezug auf Alter(n) und Alter(n) als Ansatz für Widerstand und Veränderung (vgl. Ratzenböck 2020).

Die Anerkennung von »Alter« als kultureller Kategorie in den 1990er Jahren wäre ohne die Einführung von »Geschlecht« als Analysekategorie in den Literatur- und Kulturwissenschaften in den Jahrzehnten zuvor nicht möglich gewesen. Der Slogan der feministischen Bewegung »Das Persönliche ist politisch« (Hanisch 1969) fasste zusammen, dass persönliche Erfahrung nun als durch politische, soziale und ökonomische Kontexte bestimmt und auch als Ausgangspunkt für Widerstand verstanden wurde (Maierhofer 2019, S. 2). Beauvoirs berühmte Behauptung, dass »man nicht als Frau geboren wird, sondern eine Frau wird« (Beauvoir 1951 [1949], S. 6), rückte die sozio-kulturell vermittelte Bewusstseinsbildung zunächst für das Geschlecht und in der Folge für »das Andere«, das auch das »Alter« umfasst, in den Fokus der Kritik.

Feministische Theorien und Ansätze entwickelten sich in den 1970er und 1980er Jahren weiter und brachten Ausweitungen mit sich, die sich mit jeder Form von Unterdrückung befassten, allerdings zunächst ein noch eher segregiertes Verständnis aller Identitätsmerkmale als kultureller Konstruktionen (z. B. »Rasse«, »Klasse«, »Alter«) vertraten (vgl. Hanisch 1969). Die populäre Matrix von »Rasse«, »Klasse«, »Geschlecht«, die vor allem in der US-amerikanischen Kulturtheorie einflussreich war, wurde im Jahr 1989 erweitert, als Kimberlé Crenshaw den Begriff »Intersektionalität« prägte (Crenshaw 1989). Sie verwies auf die Vernetzung von Kräften im Zuge einer Identitätskonstruktion und bot ein Konzept, das sowohl die geschlechtsspezifischen als auch andere sozio-kulturellen Zwänge zu analysieren erlaubte. Obwohl der Begriff »Intersektionalität« erst viel später eine breitere Anerkennung erfuhr, diente er schon früh als nützlicher Ausgangspunkt in der feministischen Theorie, um ein besseres Verständnis für sozio-kulturelle Machtdynamiken zu erlangen. Die feministische Theorie nutzte Crenshaws »Intersektionalität« als Leitprinzip, um das Zusammenspiel von »Geschlecht, Fähigkeiten, Alter, Rasse, Sexualität, Nationalität und Klasse« zu thematisieren (Okolosie 2014, S. 108). Die Perspektive der »Intersektionalität« wird daher als einer der bedeutendsten theoretischen Beiträge bezeichnet, den die Geschlechterforschung bisher geleistet habe (MacCall 2005, S. 1771).

Was nun unter einem ›Leben im Alter‹ verstanden und wie »Alter« tatsächlich definiert werden könnte oder sollte, darüber ist – vermutlich angesichts der ausgeprägten Intersektionalität des Phänomens – noch kein allgemeiner oder wenigstens ein von den damit befassten Wissenschaftsdisziplinen getragener Konsens abzusehen. Die bereits im Jahr 1995 getroffene Feststellung des Gerontologen W. Andrew Achenbaum, dass alle Definitionen von »Alter« als nur partiell und vorläufig gültig zu werten seien (Achenbaum 1995, S. 13), hat weiterhin ihre Berechtigung. Die richtungsweisende *Berliner Altersstudie* führte zwar schon in den 1990er Jahren eine unzureichende und unsichere Wissensbasis als maßgebliches Hemmnis für eine tragfähige Definition von »Alter« an, dieser Kritikpunkt ist allerdings auch aktuell noch nicht ausgeräumt. Daher sind die verfügbaren Bestimmungen von »Alter« zumeist disziplinbezogen und auf jeweils dominierende Erkenntnisinteressen hin ausgerichtet. Eine möglichst umfassende Formulierung versucht der in der Sozialgerontologie und Lebenslaufforschung anerkannte österreichische Soziologe und Sozialphilosoph Leopold Rosenmayr zu geben, indem er Verlust und Gewinn im Alter gleichermaßen in dessen Definition einbezieht. Dabei geht er davon aus, dass die körperlichen Prozesse dem Menschen Beschränkungen und Grenzen setzen, dass der alternde Mensch allerdings zugleich auf einer seelisch-geistigen Ebene neue Möglichkeiten erwerben würde (Rosenmayr 1990, S. 21).

Alter zwischen den Generationen.

Auswege aus binärem Denken

Gemessen an diesem offenen Zugang zu Alter und Altern bleiben viele kulturelle Darstellungen des Alterungsprozesses und des Alters gefangen in vordergründig negativen Stereotypen, wobei die Kategorien »Jugend« und »Alter« mehr subjektiven Gefühlen als klar umrissenen Vorstellungen etwa hinsichtlich ihrer zeitlichen Ausdehnung und weiterer relevanter Eigenschaften entsprechen. So wird die Bezeichnung »alt« im Alltag oft nur im Sinne der Verhältnisbestimmung »älter als ich« verwendet (Woodward 1991, S. 6). Leider folgt die Auswahl von Texten zum Thema »Alter«, die kulturbezogen argumentierende Autor*innen heranziehen – neben Kathleen Woodward gilt dies auch für die eingangs erwähnten Simone de Beauvoir und Didier Eribon – oft dieser Negativität, die ein tristes Bild von alten Menschen als Opfer, am Rande der Gesellschaft

vegetierend und ohne Hoffnung auf Erlösung evoziert. Daher sind nicht nur die einseitigen negativen Darstellungen des Alters und die einseitig positiven der Jugend in den kulturellen Repräsentationen einer Kritik zu unterziehen, sondern auch deren starke Beachtung durch die Kulturgerontologie zu hinterfragen. Denn gerade Werke, die das »Intergenerationale« als Thema exemplarisch ansprechen, geben – entgegen vorgefasster Meinungen – durch ihr Schildern eines gelingenden Zusammenlebens und -wirkens der Generationen zu hoffnungsvollen Vorstellungen von Alter und Jugend Anlass.

Ein literarisches Beispiel, das ein positives Bild des hohen Alters zeichnet und sich zwischen den Generationen bewegt, ist der Roman *Die Unruhigen* der norwegischen Schriftstellerin Linn Ullmann aus dem Jahr 2015. Der Roman nimmt ein nicht mehr realisiertes gemeinsames Buchprojekt mit dem Vater der Autorin, dem Regisseur Ingmar Bergmann, als Ausgangspunkt. Eine Besonderheit des Romans ist, dass den Hauptfiguren Namen verweigert und sie lediglich generisch als »die Tochter«, »der Vater« bezeichnet werden. Dieser Strategie einer »Verweigerung zu benennen« folgt Ullmann auch bei der Beschreibung der Veränderungen im Gehirn des Vaters, die sie – trotz Passagen, die medizinische Diagnosen zitieren – nicht als »Demenz« bezeichnet. Stattdessen zeichnet sie die Erfahrungen des Vaters auf, der jeden Morgen eine Liste über all seine Gebrechen aufstelle (steife Hüfte, schlechte Nacht, Bauchschmerzen, untröstlich und voller Sehnsucht nach Ingrid, schwere Glieder, bedrückt bei dem Gedanken an den Tag, der vor ihm lag, Zahnschmerzen etc.), und wenn er auf acht oder weniger komme, stehe er auf. Wenn er auf mehr als acht komme, bleibe er im Bett. Das sei jedoch fast nie der Fall. »»Warum acht?« – »Nun, weil ich über achtzig bin. Ich gestatte mir ein Gebrechen pro Jahrzehnt.«« (Ullmann 2018 [2015], S. 62)

Der Roman ersetzt die Binarität von »jung und alt«, von »positiven und negativen« Altersstereotypen in ironisch gefärbter, beinahe liebevoller Weise durch detailreiche Beobachtungen und stellt die Dialoge zwischen Vater und Tochter einer festlegenden Benennung von Symptomen gegenüber. Anstatt »Demenz« zu diagnostizieren und zu benennen, setzt sich der Text imaginativ mit dem Altern des Vaters auseinander und nähert sich sprachlich den Besonderheiten, Veränderungen, auch Vergesslichkeiten des Alterns. So gelingt es Ullmann, dem Krisennarrativ des Alters par excellence, der Demenz, im Zwiegespräch zwischen Vater und Tochter seinen Schrecken zu nehmen. Literatur ermöglicht somit ein Wahrnehmen von Ambivalenz, die in einer bislang weitgehend pessimistischen kulturwissenschaftlichen Perspektive auf das Alter viel mehr Aufmerksamkeit verdient.

Eine Korrektur negativer Altersnarrative setzt auch Selbstkritik voraus. Konventionelle kulturwissenschaftliche Positionen, die Altern vor allem im Hinblick auf ›immer weniger‹ bzw. auf ›nicht mehr‹ betrachten, müssen auf ihre implizite Ideologie hin befragt werden. Literatur und Kunst sind imstande, die dargelegte Ambivalenz des Alters und Alterns – als Diskurs, als zeitliche Differenz-erfahrung, als intersektionale Relation zu Geschlecht und als Relation zwischen Generationen – zu vergegenwärtigen und jene in Gesellschaft und Kultur existenten Vorstellungen, die als essentialistisch – naturgegeben – und somit definitiv wahrgenommen werden, als faktisch-ideologische und individuell-soziale Formalismen spür- und erfassbar zu machen. Somit ermöglicht ein die Ambivalenz wahrnehmender kulturwissenschaftlicher Zugang das Erkennen nicht nur der Widerständigkeit von Kunstwerken gegen soziale und politische Vereinnahmung, sondern auch intersektionale Rückschlüsse darauf, wie sehr alle Aspekte unseres individuellen Lebens von der Wirksamkeit sozial, kulturell und politisch mächtiger, nicht selten als ›natürlich‹ behaupteter Vorstellungen, Normen und Institutionen betroffen sind.

semितिस्मिन्ने